

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geschichtsvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten.

N^o. 3.

Achtundsechzigster Jahrgang.

1878.

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Biographische Skizze.

Glaube an Gott,
Hoffnung in Noth,
Eine Dame im Herzen,
Trogigen Muth in Schmerzen,
Warme Hand den Freunden,
Kaltes Schwert den Feinden,
Ueber Alles die Treue,
Ueber nichts eine Keue!

(Tschabuschnigg, Gedichte 4. Aufl. Seite 497.)

Er hat geglaubt und gehoffet,
Sein Glaube trug ihn so weit,
Hat nebenbei einmal geliebet
In fernem entschwendener Zeit.

Und ob er es nun gefunden,
Worauf sein Glaube gebaut
Und ob er es endlich errungen,
Woran er gehofft und vertraut —

Wohl weiß ich es nicht zu sagen,
Ich sah nur sein Aug', als es brach,
Er blickte noch einmal nach drüben
Gar selig dem Abendroth nach.

(Tschabuschnigg, „Am Grabe des Wanderers“ Seite 334.)

Kärnten hat am Allerheiligentage 1877 einen seiner edelsten, besten Söhne verloren, dem es viel zu danken hat. Ist meine Feder auch eine wenig geübte, so bin doch ich vor Vielen berufen, sein Bild, leider nur den posthumen Wachsabdruck, zu entwerfen. Tschabuschnigg verwebt sich meinen frühesten Erinnerungen und war von meiner frühesten Jugend an mein treuer Freund und Berather. Ich habe seine parlamentarischen Mühen vielfach getheilt, rechne mir es zur größten Ehre, da oft als sein Schildknappe und Waffenträger gehandelt zu haben und nahm den innigsten Antheil an seinen literarischen Arbeiten, welche ich oft besprochen habe. Er war auch hierüber gegen mich nie verschlossen.

Ich fühle mich um so mehr dazu gedrängt, da sein Bild im gelesenen Wiener Blatte von gewandter Feder in frivoler Weise verzerrt wurde, selbst Unwahrheiten über ihn und seine edle Gemalin, im besten Falle aus Unkenntniß, aufgenommen wurden.

Meine Absicht ist es weniger, einen eigentlichen Nekrolog zu schreiben, sondern ich will Tschabuschnigg's Leben und Wirken nach vierfacher Richtung betrachten, seinen Charakter als Mensch, Familienvater und Freund, ferner als Jurist, als Parlamentarier, zuletzt als Schriftsteller. Freilich wird es schwer möglich sein, diese vier Richtungen gänzlich auseinander zu halten.

Für seinen Lebensgang, allerdings nur für einen Theil, gibt sein herrliches Gedicht: „Mein Dämon“ einige Direction. Er giebt hier die Schilderung einer Alpenpartie (auf die Sirbitze), wo er den Genossen vorauseilte, und sich ihm, als er den Gipfel inne ward, sein Dämon in Nebelwolken zeigte:

„— Nicht nur Helden auf des Lebens Höh'n,
Die das Gespann der Weltgeschichte lenken:
Ein jeder Mensch hat seinen eigenen Dämon,
Und wenn für ihn die Schicksalsstunde schlägt,
Erscheint er im Bereich des engen Lebens,
Gespenstig, wie dem Brutus bei Philippi.“

— — — — —
— — — — —
— — — — —
„Da plötzlich schwoll's vor mir im Nebel auf,
Zum Kern schien sich's zu ballen Form, zu haschen,
Und wie Hohnlachen klang's: das war mein Dämon,
Nicht wußt' ich's damals; doch es war mein Dämon!

Ein Gleichniß wies er spottend meines Lebens,
 Und rollt' künft'ger Tage Bild mir auf:
 Erringen sollt' ich meines Willens Ziele,
 Mein ward zuletzt, wonach die Sehnsucht griff,
 Die Freude des Gelingens, nahm er nur,
 Nur der Genuß blieb aus, die Frucht war Asche."

Eschabuschnigg's Vater war landschaftlicher Secretär in Klagenfurt. Ich habe noch mit ihm als Ausschußrath gearbeitet. Sein und seiner trefflichen Gattin einziger Stolz und Freude waren die beiden Söhne, der lebhafteste, geniale Adolf und der stillere sinnige Franz. Ich erinnere mich lebhaft, wie der Vater sagte: „Mein Adolf muß Diplomat werden, mein Franz gehört in die stille Richterstube“. Mit dem liebenswürdigen Franz war ich früher befreundet, da er mir im Alter näher stand; durch ihn erschloß sich erst später meine Intimität mit Adolf. Franz starb sehr jung als Auscultant in Klagenfurt. Adolf gedachte seiner stets mit unveränderter Liebe. In seinem Gedichte: „Der Dämon“ sagt er:

„Der edle Jüngling, der mein Bruder war,
 Der einzige, den das Geschick mir gab,
 Er wachte, so wie ich, und leisen Lauts
 Floß das Gespräch beim Funkeln des Orions
 Der hohen Fackel würdig, die uns glühte.“

Später erzählt er im selben Gedichte, wie er in schlummerloser Nacht durch's offene Fenster den Orion sah, und wie es plötzlich dreimal an die Wand schlug, fast wie mit Geisterhänden, doch so klar, daß keine Täuschung galt.

„Zu jener Stunde starb mein holder Bruder
 Fern in der Heimat, und im Traum des Todes
 Kam's wie Pfingstzungen feurig über ihn;
 Was je ihn Herrliches in allen Sprachen
 Begeistert, sprach er einmal noch im Sterben
 Und fuhr von himmen dann wie in Verzückung.“

Eschabuschnigg begann seine Beamten-carrière als Auscultant in Klagenfurt und lernte dort Fräulein Julie von Heusler kennen und lieben.

— — — — —
 Ich liebte eben mit dem vollen Feuer
 Der Jugend — unausstilgbar, allverzehrend,
 Der Erde Schlacken flossen zischend ab.

Und reines Gold gerann in meinem Herzen,
Genug ein Leben reich damit zu schmücken.
Auf goldnem Grund erschien die Königin
Der Minne, aus dem Kelche meines Herzens
Wuchs sie empor, verklärt halb zur Madonna,
Halb wie das holde Wunder süßer Märchen;
Gewinnen wollt' ich sie, mein sollt' sie werden,
Und stürmte gegen mich die Welt zum Kampf.

(„An meinen Dämon.“ S. 453.)

Ihr Vater, Vicepräsident des Appellationsgerichtes, wollte von einer Heirat nichts wissen. Im Jahre 1834 starb derselbe und die Hinterbliebenen übersiedelten nach Tirol. — Jahre vergingen. — Eschabuschnigg wurde nach Triest versetzt, besuchte einmal auf einer Reise Gleifheim im Hocheppan bei Bozen, ließ eine Rose in Juliens Zimmer, und freite sie endlich, nachdem er Actuar geworden, nach etwa zehnjähriger Trennung.

„Ein Jahr darauf trat ich zum Traualtar,
In der Kapelle eines Edelhofs
Stand neben mir die Königin der Minne;
Ich hatte sie errungen, trotz dem Schicksal,
Und dennoch lag's wie Ernst in unsern Zügen.
Des Kirchleins Pforte war mit Laub geschmückt,
Und golden rann der Wein im Hochzeitkelch —
Des Segens Sinnbild ist die volle Traube —;
Doch schäumte drinn nicht mehr der Duft der Jugend,
Und in den Kränzen gab's manch welkes Blatt.
Oh' nach dem Fest der zwölfte Tag entschwunden,
Lag meine Mutter todt in meinen Armen —
Das war die Hochzeitgabe des Geschicks.
Als ich darauf den Vater auch begrub,
Da war mein Elternhaus ein Kirchhofswinkel,
Der letzte Sproß bin ich zurückgelieben
Zum Todtengräberdienst. Noch seh' ich ihn
Wie er im Tode lag, das Haupt am Arm,
Sanft wie am grünen Raine eingeschlafen.

Wie sich seine Ehe mit Julien gestaltete, darüber lassen wir ihn selber sprechen:

An meine liebe Julie.

Zu unserer silbernen Hochzeit (31. October 1866).
Was wir im Morgenglanze uns eronnen,
Nicht Alles hat erfüllt sich, ist gekommen,
Dem Kranze ward viel Farbenspiel genommen,
In Abendroth ist mancher Traum zerronnen.

Doch deiner Huld und Treue klarer Bronnen
Springt himmelwärts, wie einst, noch ungebrochen,
Mit Wucher hielt dein Herz, was es versprochen,
Den Preis der Liebe hast du voll gewonnen.

Und ständen wir nach manch verlebtem Jahre
Heut so wie damals in der Schloßkapelle,
Ich böte rasch die Hand dir am Altare

Zum ersten Gang bis an des Daseins Schwelle,
Wie einst die Krone junger Myrtenriebe
Schmückt dich noch heut die Glorie der Liebe.

Als sie gestorben.

(7. October 1867.)

1.

Einst kam ein Mönch, erzählt uns die Legende,
Aus eines Waldes grünen Dämmerungen,
Ein Vöglein hatte drin gar schön gesungen,
Nicht scheiden mocht' er, bis das Lied zu Ende.

Und als er hinschritt an des Dorfs Gelände,
Kam eine fremde Jugend hergesprungen,
Das Klosterthor, sobald die Glock' erklungen,
Geöffnet ward's durch unbekante Hände.

Ihm schien's, er hab' nur kurze Augenblicke
Gelauscht des Paradiesesvogels Singen,
Doch ein Jahrhundert war seitdem verflossen,

Im Grabe lagen längst ihm die Genossen,
Weiß war sein Bart, kraftlose Arme hingen,
Am Stabe schlich er matt, wie an der Krücke.

2.

Mir ging es umgekehrt: nur wen'ge Wochen
Liegst du im Grab', mir sind es hundert Jahre,
Mein Haar ist schnell gebleicht an deiner Bahre,
Mit deinem Sterben war mein Muth gebrochen.

Und daß mein Herz in altgewohntem Pochen
 Das holde Bild sich ungestört bewahre,
 Versank in Nacht die Gegenwart, die klare,
 Fremd klang das Wort, das Freundes Mund gesprochen.

Ich hab' gehofft, dir sei die Pflicht geblieben,
 Mein Aug' im Tode sanft mir zu verschließen,
 Doch anders kam's, mir ward es zugewiesen:

Ein langer Abschied war's nach langem Lieben,
 Nun wohl! so magst, wenn ich dann komme, drüben
 In alter Huld du mich zuerst begrüßen.

Wer diese edle, aufopfernde Frau gekannt hatte, wird mit mir empört sein über die Schilderung des Wiener Feuilletonisten. Stolz war überhaupt nie ihr Fehler, und gewiß war sie es am wenigsten auf den Hofrathstitel ihres Gatten. *) Der Herr muß sie überhaupt nicht gekannt haben, sonst könnte er unmöglich so schreiben.

Tschabuschnigg war ein zärtlicher Vater und Großvater. Nachdem er seine einzige Tochter nach ihrem und seinem Wunsche vermählt hatte, traf ihn das Unglück, den ersten Enkel kurz nach der Geburt zu verlieren. Ich erinnerte ihn damals an seinen Dämon, der ihm wohl die Freude des Gelingens, aber nicht die des Genusses gönnt. Doch wurde die Ehe seiner Tochter noch reich mit lieben Kindern gesegnet und sein Lebensabend war bis zum Beginne seines Leidens ein ungetrübter. — Seinen Freunden war er treu vom Anfang bis zum Ende; er hielt an seinem Wahrspruche fest. Er sprach dies auch bei der Vermählung seiner Tochter in einem Toaste auf die Zeugen aus, welche Genugthuung es ihm gewähre, daß seine alten Freunde ihm geblieben. — Seine armen und zum Theil in untergeordneten Verhältnissen lebenden Verwandten ehrte er gleich den angesehenen und unterstützte sie reichlich. — In seinem Hause herrschte großartige Gastfreundschaft und die heiterste Geselligkeit wußte er durch seinen reichen Geist, seinen kaustischen Wit, seine umfassenden Kenntnisse und große Liebenswürdigkeit zu würzen. Dabei war er ein trefflicher Haushalter und wußte ein schönes Vermögen zu erwerben und zu erhalten. — Seine nie erloschene Liebe zur Heimat

*) Anmerkung. Er sagt nämlich, sie sei stolzer auf den Hofrathstitel ihres Gatten, als auf dessen Schriftstellernamen gewesen.

bewog ihn, eine Villa in Pörtlach zu bauen, deren Reize er durch einige Jahre genoß.

Eine Eigenthümlichkeit Tschabuschnigg's war es auch, daß er sich nie für öffentliche Anstalten und Vereine zu regelmäßigen Jahresbeiträgen entschloß, sondern nur von Fall zu Fall, dafür aber oft großartige Spenden widmete.

Bewundernswerth war seine Selbstbeherrschung in seiner letzten Jahre dauernden Krankheit.

Er wußte, — wie er sich gegen mich und viele seiner näheren Freunde aussprach — daß er den Tod im Herzen trug, und dennoch ging sein Leben fast so fort, als wäre er der gesundeste Mensch. Er besorgte seine Geschäfte nach wie vor, schuf Romane und Gedichte, gab und besuchte jours fixes, spielte, promenirte, ja wenige Wochen vor seinem Tode wurde in seiner Villa noch getanzt. Acht oder zehn Tage vor seinem Ende reiste er noch nach Wien, obschon seine Bestattung in der Gruft zu St. Ruprecht, die er als Todtengräber der Seinen — wie er sich genannt — errichtet hatte, angeordnet war und auch erfolgte. — Ich bin überzeugt, er hatte noch etwas zu ordnen, zu besorgen und hat es auch sicher besorgt. — Einige Stunden vor seinem Tode ließ er sich ankleiden, und starb stehend, von seinem Schwiegersohne und seiner Tochter unter den Armen gestützt, sprachlos und so ruhig, daß sie ihn noch lange hielten, als er schon den letzten Kampf ausgerungen. Er hat es wahr gemacht, das Schlußwort in seinem Dämon.

Du hast gesiegt, ich weiß es wohl, mein Dämon,
 Am Sterbebett magst du mich wieder äffen,
 Als Nebelsied, wie auf dem Berg der Jugend.
 Verloren ist die Wette um das Leben,
 Doch juble nicht, die Hand voll Todtenbeine,
 Werf' ich hohnlachend dir in's Angesicht.
 Fahr wohl, auf Wiedersehen bei Philippi!

Ueber seine Laufbahn als Jurist fühle ich mich als Laie nicht berufen, weitläufig auszusprechen. Es mag aber als hinreichender Beweis seiner hervorragenden Fähigkeit und Verwendung gelten, daß er ohne Protection die höchsten Stufen der Beamtenleiter erklimmte. Ich meine da nicht das Ministerium, sondern nur die Hofrathsstelle. Denn um in einem constitutionellen Staate Minister zu werden, dazu gehören

politische Combinationen. — Interessant ist zu erwähnen, daß er der erste Schwurgerichtspräsident in Klagenfurt war. Ich war zufällig abwesend, aber der bekannte, geistvolle Schriftsteller Dr. Ed. Hanslik, der damals bei der Kammerprocuratur in Klagenfurt practicirte, äußerte gegen mich: „Denke Dir einen Fichtner der Assisen, so kannst Du Dir eine Idee von der Klarheit und Eleganz machen, mit der er leitete.“ Er hätte als Hofrath beim obersten Gerichtshof wohl länger gewirkt, hätte nicht das Ministerium seine Laufbahn unterbrochen. Gewiß wäre es sehr wünschenswerth und verdienstlich, wenn ein Berufener ausführlicher namentlich über sein Wirken als Criminalrichter — denn als solcher war er vorzüglich — berichten wollte.

Ich komme nun auf Tschabuschnigg's parlamentarisches Wirken. Hier muß ich wohl etwas ausführlicher sein, denn es ist die interessanteste Partie, die ich zu schildern habe. Manches ist noch nicht allgemein bekannt und es gilt, hier manche Irrthümer zu berichtigen. Und da beginne ich denn gleich, um die leidige Polemik hinter mir zu haben, mit der Wiederlegung des Feuilletonisten des Wiener Blattes.

Was dieser Herr sagt, ist vom Alpha bis zum Omega unrichtig. Tschabuschnigg war niemals ein ruhiger Abgeordneter, er war fort und fort thätig als Obmann, Berichterstatter und Mitglied der Ausschüsse in den Clubs und als Redner im Hause, letzteres freilich nicht so oft als andere. Aber nur wer vom parlamentarischen Leben keine Idee hat, wird die Thätigkeit eines Abgeordneten nach seinen öffentlichen Reden beurtheilen. Die Hauptthätigkeit, die Geltendmachung seines Einflusses bleibt hinter den Coulissen. Ich führe da als Beispiel die Thätigkeit Baron Eichhoff's an. Fast nie hat er im Hause gesprochen und gewiß wird ihm kein Abgeordneter seinen großen Einfluß absprechen. Es ist möglich, daß man Tschabuschnigg kaum einen Nachruf widmen würde, aber das beweist in unserer raschlebigen Zeit, in der die Todten fast immer Unrecht haben und in welcher die Dankbarkeit eine fast verschollene Tugend ist — nichts. Aber das Vaterland, namentlich sein engeres, soll ihm ewig danken für das, was er erreicht und was er angestrebt.

Es wird ferner gesagt, Tschabuschnigg sei immer mit den von Oben wehenden Winden gesegelt und habe keinen politischen Muth besessen. Gerade das Gegentheil davon ist die Wahrheit. Er war fast

immer ein Gegner der Regierung, gehörte der Partei an, welche Schmerling stürzte (was vielleicht ein politischer Irrthum war, denn es folgte Belcredi), war auf dem Landtage — diese tagten damals ja allein — ein Hauptagitator gegen die Verfassungsfixirung und hielt die bedeutendsten Reden. Er sprach im Hause (Adressdebatte 1867) und arbeitete in den Ausschüssen gegen den Beust'schen ungarischen Ausgleich. Daß er dagegen stimmte, ist selbstverständlich. Ich übergehe nun, da dieses Thema abgethan, zum eigentlichen Bericht über sein parlamentarisches Leben, welches wohl objectiv noch genug Berichtigungen bringen wird. Tschabuschnigg war vor Vielen zum Abgeordneten geboren. Seine gediegenen juridischen Kenntnisse, seine umfassende allgemeine Bildung kamen ihm dabei sehr zu Statten. Als Schriftsteller hatte er seinen Stil und Sprache gebildet, so daß ihm das rechte Wort immer zu Gebote stand. Sein Vortrag war ruhig, langsam, ernst, sehr deutlich und verständlich; er verschmähte aber absolut jeden Anklang einer deklamatorischen Betonung, wodurch seine Reden etwas monoton wurden und auf die Masse des Publikums weniger zündend wirkten. Daß seine Reden stets elegant und scharf waren, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Selten, fast nie, gab er ihnen einen poetischen Schmuck; auch appellirte er nie an das Gemüth, immer nur an den Verstand. Er bewahrte so sehr seine Ruhe, daß er in seiner langen parlamentarischen Laufbahn nie zur Ordnung gerufen wurde, obschon er seinen Gegner oft mit Sarkasmus niederschmetterte. Auch hatte er die Parteidisziplin, einen politischen Freund nie zu verletzen, selbst wenn er gegen solchen sprechen oder stimmen mußte. Daß bei ihm das jedem Abgeordneten heilig sein sollende Gesetz: „Inimicus causae amicus personae“ galt, ist wohl selbstverständlich.

Der eigentliche Beginn seines Wirkens als Abgeordneter war im Landtage 1848, wenn man nicht die Vorberathung der Verfassung in Wien im März desselben Jahres als Anfangspunkte bezeichnen will. Ich war damals auch Landtagsabgeordneter, wir kämpften Schulter an Schulter, oder ich trug ihm die Waffen, wie später durch so lange Zeit. — Wer die Protokolle jenes Landtages zur Hand nimmt, wird daraus ersehen, daß Tschabuschnigg eigentlich schon fertig so da stand, wie ich ihn eben geschildert. Freilich konnte man in dieser verrückten stürmischen Zeit bestimmte Ziele kaum festhalten oder verfolgen. Was in jener Zeit conservativ war, gehört jetzt gewiß der Linken an. Die Conservativen von 1848 waren eben unsichtbar. Doch haben wir damals

ein ganz brauchbares Gemeindegesetz erschaffen, aus dem später Manches adoptirt wurde. Nicht viele Landtage werden sich eines solchen Werkes rühmen können. — Ganz verschieden war die Art der Behandlung; es war die Vorberathung durch einen Ausschuß ausgeschlossen, die Vorlage kam gleich vor den Landtag. Ich könnte nicht sagen, daß dieß gar so unpraktisch oder zeitraubend gewesen wäre. Tschabuschnigg wurde in den Landtagsausschuß gewählt und war thätiges Mitglied desselben bis zu seiner Ueberfetzung nach Graz. — Die Thätigkeit dieses Körpers war eine segensreiche für das Land, namentlich für die Hauptstadt. Bach, der aus dem Provisorium nicht heraus wollte, bewilligte, um gute Laune zu erhalten, die größten Summen für den Domesticalfond. Es wurde der Stadt- und Lendkanal hergestellt, die Elisabethbrücke gebaut, Landhaus und Burg restaurirt. Hier muß ich den Kampf und die Confusion zwischen dem Landtags- und dem alten großen ständischen Ausschusse erwähnen. Letzterer bestand eigentlich zu Recht, er war, so wie die ganze matrikulirte Ständeschaft nicht aufgehoben worden und trat nach Niederwerfung der Revolution wieder hervor. Da er aber das Vertrauen des Landes nicht mehr besaß, mußte er sich entweder vereinigen oder abtreten. Ich gehörte dem alten Ausschusse an, versuchte die Vereinigung zu erreichen, allerdings zuerst nur in Privatgesprächen. Als ich die Erfolglosigkeit meines Strebens sah, resignirte ich. Die Regierung vermehrte die Confusion, conferirte mit beiden und entschloß sich zu keiner Auflösung. Es kam zu komischen Conflicten. Die Alten, sich als Herren im Hause ansehend, verweigerten z. B. die Schreibmaterialien, die Jungen kamen wie Studenten mit Tinte, Papier und Federn zur Sitzung. — Beim ersten Besuche des Kaisers schickten beide ihre Vertreter zum Empfange auf die Höhe des Predil, da soll es zum ernstern Wortgefächte gekommen sein. — Endlich mußten die Alten weichen, ich glaube aber nicht in Folge einer förmlichen Auflösung durch die Regierung, sondern durch inneren Zerfall und weil sich die Regierung immer mehr den Jungen zuwandte und ihnen die Subventionen vertraute.

So lange Tschabuschnigg in Graz als Oberlandesgerichtsrath weilte — etwa sechs Jahre — ruhte seine parlamentarische Thätigkeit. 1861 ernannte ihn die Gemeinde Viktring zum Ehrenbürger und der Großgrundbesitz wählte ihn in den Landtag und dieser mit allen Stimmen gegen eine (seine eigene) in den Reichsrath. Tschabuschnigg hatte den Landtag nicht bloß als Schwelle des Reichsrathes betrachtet, sondern

war in den neun Jahren, die wir zusammen in der Landtagsstube saßen, das thätigste Mitglied. Er gehörte immer dem Finanzausschusse später auch dem juridisch-politischen (eigentlich Verfassungsausschusse), an, betheiligte sich bei wichtigeren Fragen stets gründlich, namentlich in den Adressdebatten. Nie kehrte er den Hofrath heraus, er war jedem ein guter Camerad. Es war namentlich die ersten Jahre eine schöne, frische Zeit; man glaubte, hoffte noch; es war der Frühling der Verfassung; seitdem ist der Herbst, der traurige, gekommen und hat die Blüten zerstört. — Es ist gewiß nicht zu verkennen, daß trotz der Reaction viel erreicht wurde. Allein das Erreichte reichte theilweise nicht und nebenher kam so viel unerwartetes Unglück dazu; es war nur die Freude des Gelingens, der Genuß blieb aus. In geselliger Beziehung lebten wir Abgeordnete damals sehr angenehm. Unser hochverehrter, allgemein gleich beliebter Landeshauptmann öffnete uns sein gastliches Haus, ebenso der Fürstbischof. Es war ferner Sitte, daß jeder Obmann eines Ausschusses demselben ein Diner gab; wir hatten größere allgemeine Bankette, z. B. in Villach, als uns zu Ehren die Südbahn-Gesellschaft zu einer Fahrt auf der noch nicht eröffneten Bahn einlud. — Ich schreibe vielleicht zu weitläufig über Bekanntes, längst Vergangenes, aber man möge mir verzeihen und meine damaligen Collegen werden sich gewiß gern mit mir daran erinnern. *) — 1867 wurde Eschabuschnigg wieder in den Landtag und Reichsrath mit eben

*) Die kärntnerische Landschaft hatte in der alten Zeit gewisse Mauthen und Gefälle, namentlich vom Weine einzuheben. Diese wurden vom Staate aufgehoben doch nie eine klare Rechnung gemacht, sondern für die Bedürfnisse der Landschaft jährlich Vorschüsse von sehr ungleichem Betrage, man möchte sagen, nach Laune gewidmet. Außerdem bestanden eine Masse nicht liquidirte Forderungen und Gegenforderungen von der Franzosenzeit. Der Landesausschuß v. Hueber fand, daß es mit dem Guthaben Kärntens, welches im Publikum auf einige Millionen geschätzt wurde, gar nicht gar so sicher stehe, daß es wohl zu einem zweifelhaften Prozesse kommen könne, beantragte, einen Vergleich zu schließen und sich mit einer jährlichen Entschädigungssumme von 60.000 fl. zu begnügen. Der Landtag nahm den Antrag an und Eschabuschnigg gelang es, den damaligen Finanzminister von Plener, der Anfangs gar nichts davon wissen wollte, dafür zu gewinnen. Es wurde auch da meist hinter den Coulissen zwischen den beiden Herren verhandelt. Eschabuschnigg bat, drohte und erweichte Plener endlich. Später übermachte Brestel der Landschaft eine Million Papierrente und 10.000 fl. bis zu einem gewissen Zeitpunkt. Dadurch wurde dem Lande eine Jahresumlage von 4½ Kreuzer auf den Steuergulden erspart! Es ist mir nicht bekannt, daß ein anderes Kronland ein ähnlich günstiges Resultat erzielt hätte; die Verhältnisse sind oder waren in den meisten identisch oder sehr ähnlich.

so vielen Stimmen gewählt. Ueber sein Wirken als Abgeordneter habe ich mich schon theilweise ausgesprochen und es bleibt mir nur wenig mehr zu ergänzen übrig. Er war ausgesprochener Centralist und trat den föderalistischen Gelüsten immer entschieden entgegen. Seine engsten politischen Freunde waren namentlich in den ersten Jahren: Giskra, Herbst, Schindler zc. Als ständiges Mitglied des Finanzausschusses, war er immer Berichterstatter des Justizbudgets und kämpfte und stimmte sowohl im Ausschusse als im Hause und später in der Delegation gegen die Höhe des Militärbudgets. Ich selbst hörte und las seine wohl-durchdachten Reden. Und dieser Mann soll sich nach dem Winde „von Oben“ gerichtet haben! — Daß er Gegner des Ausgleiches war, habe ich schon erwähnt und vielleicht deshalb — die große liberale Majorität litt am Ausgleichsfieber — wurde er nicht in den Verfassungsausschuß gewählt. Damals war er Obmann des Ausschusses für das Vereinsgesetz und der Strafproceß-Ordnung. Ich gehörte natürlich demselben Klub an. Sein Einfluß war so groß, daß ich auf eine Andeutung seinerseits mit großer Majorität in den confessionellen Ausschuß gewählt ward, so unbekannt ich damals noch war. — Gegen das Bürgerministerium verhielt er sich erst abwartend und warf ihm nur mit Recht vor, daß es zu wenig regierte, die Maschine zu sehr sich selbst überließ, Sehr bedauerte er die Demission von Karlos Auersperg, mit dem das Bürgerministerium seinen Halt verloren hatte. Er stimmte jedoch meist mit demselben, nur dem Wehrgesetze war er ein Gegner.

Wir kommen nun zur verhängnißvollsten Epoche seines parlamentarischen Lebens, zu seinem größten Irrthume, seinem Ministerium. Es wurde erwähnt, daß das Bürgerministerium, schon durch den Verlust seines ersten Präsidenten erschüttert, sich wegen seiner inneren Spaltung nicht halten konnte und die Grafen Potocki und Taaffe die Bildung der Regierung übernahmen. Diese wollten nun wenigstens einen Kollegen aus der Majorität des Abgeordnetenhauses haben und überraschten Tschabuschnigg mit dem Antrage, das Justizministerium definitiv und das des Cultus provisorisch zu übernehmen. Er war überrascht, verlangte Bedenkzeit, formulirte und überreichte ein Programm, worin er sich für die directen Wahlen und Aufhebung des Concordats obenan aussprach — (das letztere wurde vom Ministerium Potocki auch aufgehoben) — welches ihm Potocki bald mit seiner Unterschrift versehen, zurückstellte. Es mag ihn zur Annahme des Portefeuilles einerseits die Hoffnung bewogen haben, durch centralistische Tendenz den Föderalismus

einigermaßen zu paralysiren und abzuschwächen. Ferner ist es wohl bei einem Maune, der im politischen Leben sein höchstes Interesse fand und sich demselben vor allem Anderen widmete, ein verzeihlicher Ehrgeiz, seine Ideen des Fortschrittes sowohl in der Justiz, als in andern Branchen, unterstützt von seinen politischen Freunden, die er wieder zu gewinnen hoffte, selbständig durchzuführen und die Initiativen zu ergreifen. Daß er in beiden Richtungen irrte, hat die Folge bewiesen. Lächerlich war es, wenn einige sagten, materielle Vortheile hätten ihn dazu bewogen. Er hat höchstens die Funktionszulage von 10 Monaten gewonnen. Er genoß als Hofrath einen Gehalt von 6000 fl. (sammt Quartierzulage), war überdies Verwaltungsrath der Rudolfsbahn mit 2400 fl.; er hätte sicher als Hofrath seine 40 Jahre ausgedient, wäre Verwaltungsrath geblieben, welche Stelle er als Minister niederlegte, was mit seiner Ministerpension kaum ausgeglichen war. — Von seinem ministeriellen Wirken ist nichts an's Tageslicht getreten, da das Ministerium bekanntlich keine Vorlagen brachte. Ich weiß, daß er den Strafproceß umarbeiten ließ. Der Großgrundbesitz wählte ihn wieder in den Landtag und dieser in den juridisch-politischen Ausschuß, wohl um ihn gehörig zu interpelliren, was er auch annahm.

Hätte ihn Potocki nicht abgerufen, ohne ihn zu brauchen (er rief ihn ab wegen des Strikes des Tiroler Landtages und consultirte ihn, wie ich aus bester Quelle weiß, fast gar nicht), er wäre sicher wieder gewählt worden — denn es fehlten ihm nur 2 bis 3 Stimmen — und das Ministerium hätte wahrhaftig eine so kräftige Wurzel im Abgeordnetenhaufe brauchen können. Durch die spätere Berufung Petrino's ward Tschabuschnig schon sehr verstimmt und wollte abtreten. Die weitere Geschichte ist bekannt. Beide Häuser stürzten die Regierung schon in der Adressdebatte, was ich niemals für klug hielt. Man hätte es immer mit dem ehrlichen Potocki, mit Tschabuschnigg, Stremayr versuchen, wenigstens die Vorlagen abwarten können. Es folgte das Ministerium Hohenwart, was für meine Ansicht spricht. Als der Landtag ihn nicht mehr zum Abgeordneten gewählt hatte, ernannte ihn der Kaiser zum lebenslänglichen Herrenhausmitgliede. Obschon es vollkommen unrichtig ist, daß er ein stilles Mitglied war — er war Bericht-erstatte des Strafprocesses, sprach in allen wichtigen Fragen, namentlich den confessionellen — so war er doch auf einen fremden Boden versetzt; er gehörte in's Abgeordnetenhaus, da hatte er seine Partei, seine Freunde, im Herrenhaufe fühlte er sich wohl nie heimisch. Später in

der Delegation versöhnte er sich mit seinen früheren Freunden, Giskra, Herbst. Ich muß noch erwähnen, daß er in der damaligen (1870) Adressdebatte als trefflicher Anwalt des Ministeriums im Herrenhause sprach. Er wünschte hierauf auch in der zweiten Kammer zu sprechen, um gleichsam Abschied zu nehmen. Potocki wünschte das nicht, er wollte allein sprechen, that es, aber wohl nicht sehr glücklich. Und Herbst apostrophirte Tschabuschnigg noch, indem er ungefähr sagte: Wir sehen uns gegenüber den Freund, der uns verlassen, als Gegner. Aus Disziplin mußte Tschabuschnigg schweigen. Ich könnte dieses Capitel abschließen, wenn es mich nicht drängte, hier noch darüber zu berichten, wie er sich mir gegenüber benahm. Ich gestehe, daß ich durch die Nachricht seiner Annahme sehr verstimmt war und zuerst nicht daran glauben wollte. Es schien mir eine Verläugnung seiner Principien, eine Untreue gegen seine Partei zu sein. Da brach er das Stillschweigen und schrieb mir, daß es ihn sehr kränke, daß ich bei dieser ernststen Lebensphase ihm kein Zeichen gebe und er den Muth verlieren müsse, wenn seine Freunde ihn verließen. Ich antwortete, daß er uns verlassen habe, daß ich gejubelt hätte, ihn in einem parlamentarischen Ministerium zu finden, daß es mich aber schmerzlich berühre, ihn als Collegen der Föderalisten Potocki und Taaffe zu wissen. Seine Erwiderung war nun eine sehr gereizte. Er setzte mir seine Gründe der Annahme auseinander. Hierauf replicirte ich mit den Worten: „Es scheint, daß Du in Deiner neuen Würde Wahrheit und Offenheit nicht nicht mehr ertragen kannst“. Ich sagte ihm voraus, daß er sich täusche, wenn er glaube, Potocki werde seine gemachten Versprechungen erfüllen können. Zum Schlusse erhielt ich einen ruhigen freundlichen Brief und das Zerwürfniß war gehoben, meine Achtung und Freundschaft für diesen seltenen Charakter womöglich noch größer, denn er blieb seiner Devise: „Warme Hand den Freunden!“ treu.

Wir haben uns noch mit dem Schriftsteller Tschabuschnigg zu beschäftigen. Hier kann ich kürzer sein, da ich seine Werke oft besprach und ankündigte. Er hat Romane, Novellen, Reiseliteratur und Gedichte geschaffen. Nach meiner Ansicht stehen seine Romane weit unter seinen Gedichten. Es fehlt da meist die Einheit, verschiedene Handlungen und Episoden laufen neben einander her und verwirren, welcher Tadel vorzüglich seine letzten Arbeiten („Sünder und Thoren“, „Große Herren

und kleine Leute“) trifft. Daß er in diesem Conglomerat auch vieles Schöne und Geistreiche, manch eingesprengter Edelstein zu finden ist, muß man wohl zugeben. Am besten gelangen ihm die ernstern, sentimentalen Partien, wogegen die humoristischen unangenehm abstoßen. So sprudelnd und belebend Eschabuschnigg's Humor im persönlichen Verkehre war, so fatal gezwungen tritt er oft in dem Romane auf. Auch bringt er unöthiger Weise zu viel Widerliches und Gräßliches hinein. Ich theile zum ersten Male die Ansicht des Wiener Feuilletonisten, der „Grafsenpfalz“ für seinen besten Roman erklärt. Das ist eine spannende, befriedigende Entwicklung, eine wahre Schilderung der Zeitverhältnisse, weshalb ich in meiner Beurtheilung diesen Roman auch als culturhistorischen bezeichnete, schöne Entwicklung der Charaktere, prächtige Naturschilderungen und endlich der Humor weniger verzerrt. Noch bedeutender, aber nicht so ansprechend sind „Die Industriellen“, „Der Spaziergang Siegfried's mit seiner Geliebten“ und dann „sein Begräbniß durch sie“, das könnte wohl nicht schöner geschrieben werden. Dagegen ist es haarsträubend, wie der Schädel einer viel geliebten Gattin bei einer Straßenanlage ausgegraben und zu Zündhölzchen bestimmt wird.

Seine drei Bände „Novellen“ und das „Buch der Reisen“ habe ich erst im vorigen Jahre besprochen und weise darauf hin.

Die meisten und schönsten Perlen finden wir aber wohl in seinen Gedichten. Es wäre eine mühsame Arbeit, diese als Sonette und lyrische, politische Gedichte und Balladen zu ordnen, da sie in bunter Reihe auf einander folgen. Unter den ersteren spricht sich wohl Alles für das reizende wehmüthige „Zu spät nur“. Doch reihen sich viele würdige an. „Liedchen“, „Im Nebel“, „Das welke Blatt“, „Allerseelentag“, „Posthornklang“, „Sonette an Sie“, „Weichsel“, „Im Herbst“ und viele andere.

Von den politischen Gedichten ist in erster Linie als ergreifendstes „Freiheit“ anzuführen:

„Nicht eine Braut mit halbgelösten Spangen,
Im holden Blick der Liebe süßes Jagen,
Erschien die Freiheit in des Lenzes Tagen,
Nein, stolz wie Judith, kam sie hergegangen.“

Zu diesen zähle ich das Pfingstfest zu Mainz 1184, 1859 erschienen, dessen drei letzte Strophen lauten:

„Grün noch blinkt der Rhein, von süßem
Liederklang unrauscht, vom jüngsten;
Doch wann feiert stolz zu Mainz
Deutschland wieder seine Pfingsten?

Wann umdrängen wieder Baier,
Sachß' und Schwab dieselbe Fahne,
Daß der gleichen Farben Pracht
Alle an die Eintracht mahne?

Wann? — Wer weiß es! — Doch dann hält das
Ross der Dän' dem Kaiser wieder,
Und der Graf von Piemont
Legt die Kron' am Throne nieder!“

Einer der Wünsche ist in Erfüllung gegangen, wenn auch anders
als der gute Oesterreicher träumte.

Ferner den „gehörnten Siegfried“, dessen Schlußstrophe lautet:

„Das Blatt auf seinem Rücken
Verdarb den deutschen Mann,
Das hat von der slavischen Linde
Ein einziges Blatt gethan.“

Sieher ist auch zu zählen „Der Herzog von Urbino“, „Den
Besiegten“, „Ulrich von Hutten“, „Deutscher Brauch“, endlich „Winkel-
ried“, „Beranger“ und manche andere. Von „Beranger“ lauten die
letzten Verse:

„Er konnte dichten nur, der blasse Mann,
Er trug kein Schwert, so lang er sang und lebte,
Und doch erschrickt der Mann, der schweigen kann,
Wie König Saul vor David's Harfe bebte:
Es graut — versteckt den Sarg in Vorbeerreiser! —
Vor'm todten Dichter dem lebend'gen Kaiser.“

Von seinen Balladen nenne ich „Siegelinde“, „Waldrose“, „Ritt
nach dem Rosengarten“, „Schildwache“, „Die sieben Grafen zu Ruening“,
„Vom alten Grafenhaus“, „Graf zu Rhein“, „Thais“, „Die Sage vom
Greifenfels“, „Bertrand de Born“, „Des Herzogs Rabbot Laufe“ ic.

Von Gedichten, die sich auf die Heimat beziehen, finden sich ver-
hältnißmäßig wenige: „An die Heimatberge“, „Vom Herzogstuhle“,
„Brautfahrt in die Drau“, „Waffenbrüder Truchsen“, „Heiligenblut“
(Der Besuch der Kaiserin).

Von den humoristischen sind die vorzüglichsten: „Nach 20 Jahren“, „Ulrich von Lichtenstein“, „Das neue Märlein vom deutschen Kaiser“, „Mephistopheles“ zc.

Gedichte, die sich schwer einreihen lassen, aber doch sehr zu würdigen sind: „Nächtlicher Ritt“, „Bersekerwuth“ und die reizenden Arabesken: „Ritter und Burgen“ zc.

Tschabuschnigg's Poesie eignet sich auch vortrefflich zur Declamation, leichter als z. B. Anastasius Grün, Julius von der Traun. „Die Schildwache“ wird noch immer in Declamationsbüchern aufgenommen.

Ob ihm als Dichter so ganz das Recht der Unsterblichkeit abgesprochen werden kann, ob eine dankbare freundliche Erinnerung eine genügende Anerkennung ist, ob er nicht mehr Recht auf die Bewunderung der Nachwelt hat, als mancher Dichter der classischen Periode, z. B. Hölderlin, mag die Zukunft entscheiden. Eine Nische wenigstens in einem Mausoleum deutscher Dichter wird ihm doch gebühren.

Paul Freiherr v. Herbert.

Eine Sagennotiz von der St. Sebastianer Umgebung.

Von Franz Ivanetič.

Ein Bauer aus Görjach ward einst im Traume gemahnt, die am Rattenfogl mit Goldmünzen gefüllte Truhe auszuheben, wobei ihm ein Mandl, angethan mit schwarzlederner Hose, rothem Käppchen und Bundschuhen mit rothen Bändern behilflich sein würde. Der Bauer folgte der Eingebung des Traumes und machte sich mit einem Fuhrwerke zur bezeichneten Stelle auf. Er grub nach der Geldkiste, hob sie mit Hilfe des in der That herbeigekommenen Männleins aus und lud sie auf den Wagen, den zwei schwarze Ochsen mit weißen Hörnern unter Führung des Bergmännchens zogen. Schon haben sie eine ziemliche Strecke des Weges zurückgelegt, als hinter dem Wagen ein starker Knall erfolgte und den Bauer unwillkürlich veranlaßte, sich umzusehen. Kaum war die Unvorsicht begangen, so verschwand im Nu Geld und Männlein. Der Bauer, dem der behobene Schatz so unversehens dahinschwand, fuhr ganz düster und traurig gestimmt weiter. Als er nach Hause kam, begegnete ihm in der Hausflur ein großer schwarzer Hund mit einem Körblein im Maul. Da er selbst keinen Haushund besaß, so fragte er

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Carinthia I](#)

Jahr/Year: 1878

Band/Volume: [68](#)

Autor(en)/Author(s): Herbert Paul Freiherr von

Artikel/Article: [Adolf Ritter von Tschabuschnigg. 49-65](#)